

Konstantin Prinz von Bayern
Erich Maria Remarque
Das Schönste (München)
11.1956, Seite 49–51

Original:
Signatur: R-A 2.3.193

Nach seinem bejubelten wie angegriffenen Erstlingsroman »Im Westen nichts Neues« hat er acht Bücher geschrieben, die Millionenauflagen erzielten. Jetzt steht er mit seinem ersten dramatischen Werk »Die letzte Station« erneut vor einem gefeierten Aufstieg:

Erich Maria Remarque

Ein Interview mit Prinz Konstantin von Bayern

Zum ersten Male sah ich Remarque bei seinem ersten Besuch in Deutschland, nach 22 Jahren Emigration. Er entstieg einem schwarzen Jaguar-Sport mit Tessiner Nummer – am Steuer Paulette Goddard im Pantherfellmantel – und musterte, mit hochgezogenen Augenbrauen, die Meute von Reportern, die auf ihn in der Halle eines Hotels in München lauerte. Ohne Lächeln, mit blassem Gesicht und gespitzten Ohren, in Homespunjacke und getupfter Krawatte, arrogant, wie mir schien, so stellte er sich der Heimat, die ihn verworfen hatte, die »Im Westen nichts Neues«, das Buch mit der höchsten je erreichten Auflage nach der Bibel, unter Absingen nazistischer Lieder verbrannt hatte.

Der Mann, gesehen in der Halle eines Münchner Hotels, war nur – das weiß ich jetzt – Schablone, entsprechend der vorgefaßten Meinung, wie sie sich, getrennt durch Grenzen und Krieg, in den Köpfen der Daheimgebliebenen geformt hatte.

Man hatte zu hören bekommen: Der kleine Journalist, bescheidener Eltern Kind, konnte, kaum aus dem Krieg zurückgekehrt, nicht schnell genug seine soldatische Vergangenheit verleugnen. Er gefiel sich in der Rolle eines Pazifisten in der dekadenten Gesellschaft von verjudeten Intellektuellen: ein Hasardeur, versuchte er sich nacheinander als Dorfschullehrer, Theaterkritiker, Werbeberater für Continental-Gummireifen, Rennfahrer, Redakteur eines Berliner Sportblattes. »Im Westen nichts Neues« war die Ausgeburt einer dreckigen Phantasie, die niemand verlegen wollte, bis der Jude Ullstein, der zersetzenden Wirkung auf Ehre und Anstand gewiß, Remarque große gegen das nationale Gewissen ausspielte. Den nächsten Krieg überlebte er im sicheren Kalifornien, wo er, ein Emigrant, über KZ-Greuel und Winter in Rußland schrieb, die er beide nicht am eigenen Leib zu verspüren brauchte. So klingt es noch. Aber es klingt falsch. Ungehindert falsch. Denn Remarque nimmt sich nie die Mühe zu dementieren. Warum?

Weil Remarque nicht hochstapelt, sondern tiefstapelt, weil seine Arroganz Schüchternheit ist, weil er, dessen Ruhm mit seinem Erstlingswerk begründet war, seitdem nie aufgehört hat, über sich selbst erstaunt zu sein, weil er, der sich im eitlen Glanz der Öffentlichkeit von allen Seiten gespiegelt sah, seine Eitelkeit nunmehr darin sieht, die Öffentlichkeit mit Wurstigkeit von sich wegzuhalten. Aber davon erfuhr ich erst in Porto Ronco, am Lago Maggiore, unmit-

telbar an der schweizerisch-italienischen Grenze, dort, wo Remarque in seinem Haus Remarque sein kann.

Es begann mit einem Telefonanruf. Und dann holte mich Erich Maria ab, nicht in jenem Jaguar, sondern in einem Lancia-Kabriolett, grau, eckig, hochbeinig, einem Modell aus dem Jahre 1931. Der Mann am Steuer – offenes Hemd, abgewetzte Cordhose – verwandelte sich während der Fahrt aus einem diabolisch blassen Lebemann in einen satyrisch-heiteren Faun. »Remarque ist schon richtig«, ließ er mich wissen, »oder, wenigstens fast richtig. Denn getauft bin ich auf Remark. Unter Remark aber hatte ich einmal ein Jugendwerk verbrochen, dessen Titel ich nicht nennen werde, selbst auf der Folter nicht. Deshalb wurde aus Remark Remarque.«

Und was den Jaguar betrifft, der gehörte seiner Gefährtin. »Wissen Sie, Konstantin, wenn man einmal die schnellsten Wagen gehabt hat, dann kommt es nicht mehr darauf an, was man fährt.« Er schaltete das alte Stück mit Zwischengas und herber Zärtlichkeit. Schließlich, der Wagen war ein Stück aus seinem Leben:

Der Lancia war ein Geschenk seines Verlegers Ullstein. Damals der letzte Schrei. In ihm verließ Remarque Deutschland. Es war am 29. Januar 1933. Nicht um zu emigrieren, nicht weil Hitler auf dem Sprung war vom »Kaiserhof« in die Reichskanzlei, sondern weil ihm die Konventionalstrafe eines amerikanischen Verlages drohte, falls er das Manuskript, das auf seinem Schreibtisch in Porto Ronco auf ihn wartete, nicht termingerecht abliefern konnte. Remarque, unterwegs durch Deutschland, quittierte mit Erstaunen die begeisterten Heilrufe, mit denen sein Wagen überall begrüßt wurde. Anscheinend hielt man den teuren Wagen für ein Bonzenfahrzeug. Hinter Remarque schnappte die Grenze zu. Die Nazis, inzwischen an die Macht gekommen, waren froh, ihn los zu sein.

1939 wären sie froh gewesen, seiner habhaft zu werden. Remarque befand sich damals mit dem Lancia in Antibes. Er wollte wegen der drohenden Kriegsgefahr aus Frankreich über Italien in die neutrale Schweiz zurückkehren. Er wurde gewarnt. Die Gestapo wartete nur darauf, ihn an der italienischen Grenze abzufangen. Remarque bestieg seinen Lancia und fuhr noch in derselben Nacht nach Paris. Das wußte er nun: wenn Hitler marschierte, war für ihn in Europa kein Bleiben mehr. Er fuhr mit dem Lancia gegen die Zeit. Vor dem Hotel »Lancaster« in der Rue de Berry blieb der Wagen endgültig stehen. Remarque war in Paris angekommen.

Der Lancia wurde in die nächste Garage geschoben. Remarque, ohne Papiere, telefonierte von seinem Hotel aus mit der Polizei, mit dem Ministerium. Als er die Papiere hatte, hatte er deshalb noch lange keine Schiffskarte. Die Flucht nach Übersee war überall bereits in vollem Gange. Die Cunard-Linie erklärt sich seit drei Monaten ausverkauft. Dann, als Remarque schon auflegen wollte, die Stimme am anderen Ende der Leitung: »Moment mal, eben werde ich am Schalter verlangt, legen Sie noch nicht auf – Hallo, hören Sie noch? – ein Herr hat uns eben sein Ticket zurückgegeben, für übermorgen, auf der »Queen Mary«, nach New York. Nehmen Sie an?«

Die Kriegserklärung hörte sich Remarque an Bord der »Queen Mary« an. Als die Deutschen Paris besetzt hatten und auch in die Garage an der Rue de Berry kamen, um Autos zu beschlagnahmen, stach ihnen der graue Lancia in die Augen. Aber leider, er hatte eine Schweizer Nummer. Es schien Okkupanten ungeraten, sich mit einem neutralen Land wegen eines Lancia für einen Krach einzulassen.

1945, kaum daß die Waffen schwiegen, erinnerte sich der Automobilklub des Remarqueschen Wagens, verlangte – internationale Bestimmung – seine Rückführung in die

Schweiz. Dort fand Remarque seinen Grauen wieder. Es war mittlerweile 1948 geworden. Der Heimgekehrte öffnete den Schlag. Nach neun Jahren keine Motten. Er drückte ungläubig auf den Anlasser. Der Motor lief wie eh und je. »Sie werden jetzt verstehen«, hörte ich Erich Maria sagen, »warum ich ihm die Treue halte.« Wir waren angekommen.

Ich stieg wenige steile Stufen von der Straße hinunter zu seinem Haus. Blaue Clematis auf grauem Stein. Von der Terrasse ein Blick auf die Inseln im Lago Maggiore, auf ihre dunklen Zypressen, ein Stück rotes Dach, das Tor am Landungssteg, das die Aufschrift trägt: Auch Lebenkönnen ist eine Kunst.

»Und«, erkundige ich mich bei Remarque, »verstand sich der Besitzer dieser Inseln inmitten seines marmornen Reichtums auf diese Kunst?« – »So wenig, Konstantin, daß er täglich nach Ronco übersetzte, wo er die Morgenstunden in einem Büro absaß, das er sich eingerichtet hatte. Es ist gar nicht so einfach, den ganzen Tag nichts zu tun zu haben, scheinbar.«

Er kurbelte zum Schutz gegen die Sonne eine himmelblaue Markise über die Terrasse. Er ließ sich mit übergeschlagenen Beinen nieder, zwischen einem Eichbaum und einem Lorbeer, gleichsam auf der Vegetations- und Kulturscheide. »Weiter südlich kann ich nicht mehr arbeiten, da erliege ich dem Zufriedensein« – und er gefiel sich darin, eine Agave am Rande der Terrasse zu bedauern: »Sie blüht – das heißt: sie muß sterben.« Keine Betrachtung bei ihm ohne Melancholie.

Plötzlich beugte Remarque sich zu mir: »Machen wir uns doch nichts vor: Sie sind ein Prinz, niemand wird ihnen glauben, daß Sie trotzdem schreiben können, und Sie müssen es deshalb doppelt so gut können wie ein anderer. Ich habe einen Erfolg gehabt – niemand wollte mir glauben, daß ich nach ›Im Westen nichts Neues‹ noch irgend etwas Guten von mir geben könnte.«

Wahr ist: Remarque wachte eines Tages auf dem Gipfel des Ruhmes auf. Es war ihm selbst unklar, wie er dort so plötzlich hinaufgekommen war.

Tatsächlich wollte niemand etwas von dem wissen, was sich der junge Remark in fünf Wochen abends nach Dienstschluß heruntergeschrieben hatte. Auch Samuel Fischer, damals der liebe Gott unter den Verlegern, hatte abgelehnt. »Als ich zu Fischer vorgelassen wurde«, so erinnerte sich Remarque, »da fragte mich der Alte nur: ›War es wirklich so schlimm im Krieg, wie Sie schreiben?‹ Ich antwortete ihm: ›Viel schlimmer!‹ Er: ›Das will heute niemand mehr wissen. Ich muß jetzt nach Pontresina, versuchen Sie es woanders.«

»Ich wollte mich schon damit abfinden, für die Schublade geschrieben zu haben, als mich ein Bekannter an Fritz Ross verwies, einen Ullstein-Verwandten. Als dann Franz Ullstein mein Manuskript annahm, war ich so mißtrauisch gegenüber diesem Erfolg, daß ich darauf bestand, meinen Vorschuß abzarbeiten. Die ›Vossische Zeitung‹ mußte von Franz Ullstein gezwungen werden, mich abzudrucken – die Herren fanden ›Im Westen nichts Neues‹ nicht spannend genug. Später verdreifachte der Abdruck die Auflage der ›Voß‹.«

Remarque tat, als wische er sich den Wind vom Gesicht, der vom See her über die Terrasse gestrichen kam. Eine schwarze Katze mit weißen Pfoten sprang auf seinen Schoß. Eine Katze aus New York. »Sie ist im Flugzeug hierhergekommen, in einem Körbchen. Sie war mir auf der Fifth Avenue nachgelaufen. Eine Asphaltkatze, die keine Mäuse kennt.«

»Weiße Mäuse«, erinnerte ich, »weiße Mäuse, wie sie im Filmtheater am Nollendorfplatz ausgelassen wurden bei der Premiere von ›Im Westen nichts Neues‹.« – »Und Stinkbomben«, ergänzte Remarque, »und Goebbels, der das angezettelte Tohuwabohu mit einer kriegesischen Ansprache krönte, während draußen vor dem Theater die Braunhemden standen und mich mit Geschrei erwarteten. Was auffiel: Keiner mochte älter gewesen sein als neunzehn Jahre.

Kinder protestierten gegen meine Version vom Krieg, noch und keinen Krieg erlebt hatten. Hindenburg, dem der Film zuvor gezeigt worden war, hatte nichts gegen ihn einzuwenden. Ebenso wenig das Reichswehrministerium. Später sandte mir Goebbels ein Friedensangebot. Ich sollte erklären, allein die ›Juden‹ Ullstein und Lämmle (in Hollywood) seien für den Film verantwortlich gewesen – was übrigens den Tatsachen entsprach –, ich hätte weder beim Vertrag noch beim Drehen irgend etwas mit ihm zu tun – und er, Goebbels, würde mich, den Arier, in Zukunft nicht nur aus dem Spiel lassen, sondern mich als Opfer feiern! Ich lehnte ab. 1933 warfen die Nazis dann mein Buch auf den Scheiterhaufen.«

Remarque lachte tief in sich hinein, strich dabei der Katze auf seinem Schoß gegen das Fell.

»Da war die Sache mit den Papieren. In Deutschland war ich ausgebürgert. Meine Schweizer Papiere waren abgelaufen. Ich mußte die USA verlassen. Panama gab mir vorübergehend einen Paß, vermerkte unter Farbe: Weiß. Mexiko offerierte mir einen Wohnsitz und einen Flüchtlingspaß. Jetzt konnte ich wieder reisen. Ich ging zurück in die USA. Inzwischen stand mir, dank dem Sondererlaß des Präsidenten Roosevelt für antifaschistische Flüchtlinge, eine Emigrations-Quotenummer zu. Aber, um in den Genuß dieses Vorganges zu gelangen, mußte ich, inzwischen wieder mit Schweizer Papieren, noch einmal zurück nach Mexiko, um mich dort ordnungsgemäß auf einem amerikanischen Konsulat registrieren zu lassen. Ich betrat zum drittenmal, nunmehr endgültig, über die Seufzergrenze bei Tia Juana den Boden der USA. Meine Einbürgerung entbehrte nicht der Komik. Der Beamte empfing mich mit den Worten: ›Ich habe Ihr Buch – Jahrgang 1902 – gelesen – einfach großartig –, ich möchte Ihnen dazu gratulieren!‹ Er schüttelte mir die Hand. Das Buch war nicht von mir. Aber ich ließ ihn bei seinem Irrtum. Dann, sehr ernst, hielt er mir eine Postkarte vor, befahl: ›Bitte, lesen Sie. Ich habe die Pflicht, mich davon zu überzeugen, daß Sie kein Analphabet sind.‹ Ich las und bestand.«

Ich stimme in sein Lachen ein, daß ihm die Katze vom Schoß sprang.

»Gehen wir hinein«, sagte er, »es ist an der Zeit, einen Drink zu nehmen.«

Remarque, neben dem schweren schmiedeeisernen Florentiner Kerzenhalter selbst eine Renaissancefigur mit tiefen Schatten im Gesicht, das fast wie geschnitzt wirkt, die Hände lässig in die Taschen gestützt: »Ich schreibe nichtmaschine, ich schreibe nur mit der Hand« – beobachtend, wie ich zögernd meinen Schuh auf einen Moscheeteppich setzte – Teppichsammeln ist sein Hobby, kein Händler, der ihm etwas vormachen könnte, Teppiche, in Schichten ausgebreitet –, erklärend: »Auf dem Kamin, das sind chinesische Chou-Bronzen, neben den Bildern das Schönste, was ich von China kenne – und die Poeten natürlich. Prachtvoll einfach, mattgrün leuchtend wie am Grund der See.«

»Und der dort, auf dem Regal?«

»Ein Lekythos, ein Tränenkrug, eine antike griechische Grabgabe.«

Ich taste über die Bemalung, die den Toten zeigt, getrennt von seinem Schatten, wie ihm die Seele vogelgleich aus dem Munde schwebt. Und dann die ägyptischen Grabbilder, Gesichter, wie sie den Mumien aufgeklebt werden.

»Können Sie sich vorstellen, wie mir war, Konstantin, als ich nach neun Jahren Amerika zum erstenmal wieder dieses Haus betrat und alles genauso vorfand, wie ich es verlassen hatte? – Neben dem Bett auf dem Tisch der Notizblock, vergilbt, im Badezimmer die ausgetrocknete Zahnpastatube – der Schreibtisch unberührt. Ich begann in den Papieren zu blättern. Ich erinnerte mich: drunter mußte ein Goethe-Original liegen – und dort fand ich auch die blasse Handschrift: *Wer auf die Welt kommt, baut ein neues Haus, – Er geht und läßt es*

einem zweiten, der wird sich's anders zubereiten. – Doch niemand baut es aus. Es war mir, als wäre ich durch eine Glaswand getreten, als hätten die Jahre dazwischen nicht existiert, diese neun Jahre, die angefüllt waren mit Erregendem bis zum Bersten.«

Das Goethe-Original hängt jetzt eingerahmt im Treppenhaus, zusammen mit einem Klee und einem frühen Picasso. Mein Blick streift ein gefülltes Bücherregal, dort stand das gleiche Buch, Band an Band, »Im Westen nichts Neues«: übersetzt in alle Sprachen der Welt.

Dann hörte ich Musik, sehr gedämpft, ganz plastisch, aus zwei Lautsprechern, die an den entgegengesetzten Enden des Studios montiert waren, den Raum füllen. Erich Maria stand vor dem geöffneten Renaissanceschrank seiner weiß Gott wie alten Musiktruhe.

»Eigentlich wollte ich Musiker werden oder Maler.« Dann schnuppernd: »Kommen Sie, Konstantin, ich rieche Rehbraten.«